Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Südkurier. 1945-1954
1950

23 (7.6.1950) Oberländer Chronik

Visual Library

Bemerkungen

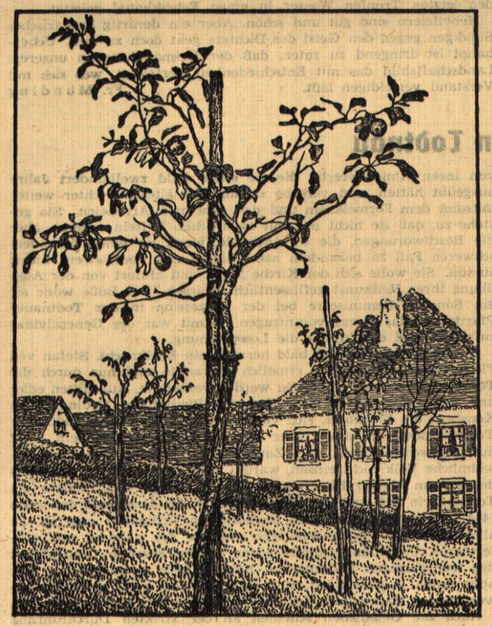
Der Sinn der Geschichtsstudien. Der Geist muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß nur Erkenntnis werden, wie eigentlich im Leben des einzelnen.

Wenn die Geschichte uns irgendwie das große und schwere Rätsel des Lebens soll lösen helfen, so müssen wir wieder aus den Regionen des individuellen und zeitlichen Bangens zurück in jene Gegend, wo unser Blick nicht sofort egoistisch getrübt ist.

Wohl gibt es Dinge, worin die heimatliche Geschichte für jeden ihre ewigen Vorzüge haben wird, und sich mit ihr zu beschäftigen, ist eine wahre Pflicht. Der Patriotismus, den wir dabei zu entwickeln glauben, ist oft nur ein Hochmut gegenüber von andern Völkern und schon deshalb außerhalb des Pfades der Wahrheit, oft aber gar nur eine Art der Parteisucht innerhalb des eigenen vaterländischen Kreises, ja er besteht oft nur im Wehetun gegen andere. Neben heftigen Feststellungen metaphysischer Begriffe, heftigen Definitionen des Guten und Rechten, wobei, was außerhalb liegt, Hochverrat ist, kann ein Fortleben im ordinärsten Philisterleben und Erwerbtreiben bestehen.

Es gibt neben dem blinden Lobpreisen der Heimat eine ganz andere und schwerere Pflicht, nämlich sich auszubilden zum erkennenden Menschen, dem die Wahrheit und die Verwandtschaft mit allem Geistigen über alles geht, und der aus dieser Erkenntnis auch seine wahre Bürgerpflicht wird ermitteln können.

Das wahrste Studium der vaterländischen Geschichte wird dasjenige sein, welches die Heimat in Parallele und Zusammenhang



IM PFARRGARTEN

mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Teil des großen Weltganzen bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch andern Zeiten und Völkern geleuchtet haben, und bedroht von denselben Abgründen und einst heimfallend derselben ewigen Nacht und demselben Fortleben in einer großen allgemeinen Ueberlieferung.

Jakob Burckhardt

Der feurige Mann. In jener Zeit, als der Rhein noch wild und ungebändigt mit brausenden Wirbeln und Schnellen vom Bodensee Basel zu floß, war eines Abends ein Fischer bei Laufenburg eben dabei, sein Boot loszumachen. Er hatte vor, es stromabwärts nach Säckingen treiben zu lassen. Da hört er vom jenseitigen Ufer eine Stimme: „He, Fährmann, nimm mich mit!" Der Fischer schaute hinüber, konnte aber nicht erkennen, wer es war, der da rief. Ich muß den Menschen aber doch mitnehmen, wenn er so dringlich ruft, dachte er. Als er drüben anlangte, war er nicht wenig entsetzt über den seltsamen Fahrgast. Es war ein Mann in einem weiten schwarzen Mantel, dem ein großer Schlapphut das halbe Gesicht verdunkelte. Darunter glühten zwei Augen unheimlich, wie Rubine. Auch das Gesicht und die Hände schienen innerlich zu glühen. Der Fischer nahm sich zusammen, spuckte ins Wasser und hieß den unheimlichen Gast ins Boot steigen. Wortlos nahm dieser Platz. Pfeilschnell schoß das Boot durch die brausenden Wirbel. Als sie anlegten, erhob sich der dunkle Gast und wollte dem Fährmann die Hand drücken zum Dank für die Ueberfahrt. Dieser aber hielt ihm, das Dunkel der hereinbrechenden Nacht benützend, an Stelle der Hand das Ruder hin. Der unheimliche Gast tat, als merke er nichts und drückte das Ruder. Dann verschwand er im Dunkel der Nacht. — Als der Fährmann das Ruder näher anschaute, wurde er gewahr, daß es verkohlt war an der Stelle, wo es der Alte berührt hatte. Jetzt wußte er, daß er dem feurigen Mann begegnet war, der damals am Rhein spukte und viel Unheil über die Menschen brachte.

Nach einer alten Sage
Werner Fischer

Die Zeitschrift „Baden" (Verlag G. Braun in Karlsruhe), ist etwas schmächtiger geworden. Das schadet nicht, denn allem Anschein nach legt der Leser allenthalben Wert darauf, weniges in gedrängter, aufs letzte durchgearbeiteten Formung zu lesen. Das neue Heft enthält wichtige Beiträge über die badische Wirtschaft, einen interessanten Aufsatz über ein Porträt des alten Erasmus (mit Bild), einige Bilder von Maria Ellenrieder mit einem biographischen Aufsatz von Lisa Barck u. a. m. Die Ausstattung ist wieder sehr gut und die vielen Bilder sind gut gewählt und vortrefflich reproduziert.

„Frauen und Mädchen" sind Erzählungen des nunmehr 76-jährigen schwäbischen Dichters Hans Heinrich Ehrler betitelt. Es ist ein für unsere Zeit ungewöhnliches Büchlein, denn hier sind Mädchen und Frauen von einem Romantiker und Idylliker betrachtet, nicht überschwänglich nach Art des Verliebten, sondern mit einem tiefen Verständnis für die Frauenseele. Darin hat die neue Zeit einiges verlernt, zu ihrem Schaden, denn die Bewertung der Frau spiegelt die Kultur eines Zeitalters, was man auch immer sage.

Von der heimatlichen Geologie, im besonderen von der Arbeit der Badischen Geologischen Landesanstalt berichtet das Mitteilungsblatt dieses Institutes. Leider wird das ansehnliche Heft nur einem beschränkten Kreis von Fachleuten ganz zustatten kommen, denn die Beiträge sind in einem derartig konsequenten Fach-Deutsch gehalten, daß der interessierte, aber nicht fachwissenschaftliche Leser nur mit Mühe und unter Zuhilfenahme einiger Nachschlagewerke notdürftig mitkommt. Ob man sich nicht etwas weniger kompliziert ausdrücken könnte, um einem größeren Kreis die interessanten heimatlichen Arbeiten zugänglich zu machen?

Der Bauer sucht den Esel

Ein armer Bauer hatte seinen Esel verloren, an welchem all sein Reichtum bestand, derowegen er seinen Sohn Berchtold schickte, solchen auf einer Seiten zu suchen, und ging er auf der andern.

Der Sohn, nachdem er einen weiten Weg gegangen und nun müde war, stieg endlich auf einen hohen Baum, der voller Blätter und verwachsen war und in einer schönen Wiese mit anderen etlichen Bäumen umgeben stund. Und da er bei einer Stunde auf solchem verzogen und sich hin und her gewendet hatte, ob er seinen Esel sehen möchte, so ward er von Ferne eines Edelmanns zu Pferde gewahr, so eine Demoiselle hinter sich sitzend hatte, und der mit zween Lakaien, so das Abendbrot und das Unterzeug trugen, daher kam.

Als sie nun einen Ort suchten, sich in den Schatten zu setzen, so gelangten sie eben unter diesen Baum, darauf der Bauernsohn war, sich allda zu erfrischen und ließen ihr Pferd nahend daselbst an einen Baum anbinden. Berchtold, der Bauernsohn, schwieg ganz still, damit er dieser Verliebten Vornehmen sehen möchte, welche ihre Lakaien abwärts oder beiseits schickten, damit sie ihr Gespräch absonderlich miteinander haben möchten.

Darauf fing der Edelmann an, seiner Maitresse Schönheit zu loben und zu sagen: „Meine Demoiselle, es ist überflüssig wahr, daß Eure Schönheit ein hell scheinendes Licht und Glanz über die allerschönsten Damen von sich gibt und daß Eure Augen sein die Sonne, welche das Gesicht blendet derer, die gar zu lang oder beharrlich solche anschauen wollen. Ich empfinde nahend bei Euch ein anderes Sabaea oder Landschaft des glücklichen Arabiae von anmutigem lieblichem Geruch und glaube, selbiges glückselige Arabien zu sehen, daselbst es stets einen angenehmen und wollüstigen Frühling hat, da die Bäume immerzu ausschlagen und mit Früchten schwanger gehen, die Auen und Wiesen mit allerhand Blumen bekleidet und mit grüner Farbe überzogen sind!"

Berchtold, der allem diesem liebreichen Gespräch zugehört hatte, bildete sich ein, daß der Esel, den er suchte, sich an diesen Ort möchte begeben haben, derowegen er überlaut schrie: „Herr! ich bitte Euch, saget mir, ob ihr in dem Land, von welchem Ihr redet, nicht meines Vaters Esel gesehen habt? Es kann sein, daß er dahin wegen des grünen Grases mag gekommen sein?"

Die beiden Verliebten, als sie diese Stimme unversehens höreten und nicht Achtung gaben, woher sie komme, flohen von dannen und verließen das ausgebreitete und mit guten Speisen bedeckte Tischtuch, ja sogar auch das Pferd, vermeinend, daß es eines bösen Geistes Stimme wäre. Der gute Berchtold lachte des Schrekkens, den der Edelmann und die Demoiselle gehabt, stieg vom Baum herab, aß und trank, löste darnach das Pferd ab, auf welches er sich gesetzt, und brachte es zu seinem Vater, der also wegen dem Verluste seines Esels wieder erfreuet worden ist.

Grimmelshausen

Oberländer Chronik
Redaktion: Friedrich Munding

Oberländer Chronik

Heimatblätter des Südkurier • Nr. 23 / 7. Juni 1950

Der Blumenteppich zu Hüfingen

Von Max Rieple

Lange bevor die Sonne über das weite Pfohrener Ried vom Wartenberg her mit goldenen Fingern nach der alten Baarstadt Hüfingen greift, um die Kirche mit dem spitzen Turm und die behaglich hingelagerten Bürgerhäuser für den Fronleichnamstag festlich zu schmücken, hat schon ein emsiges Werken und Treiben eingesetzt. Geheimnisvoll erscheint uns dieses Tun: hier werden auf der Straße durch kunstvoll geschnittene Schablonen oder zwischen Holzstäben Blütenblätter geschüttet, dort werden Blumenblätter aus freier Hand zu Bildern aneinander gefügt und dort wieder kunstvoll auf Pappunterlagen aufgeklebt. Gilt es doch vor dem König der Könige wiederum einen Blumenteppich auszubreiten, wie dies hier seit dem Jahr 1842 der Brauch ist. Einer der bedeutendsten Söhne Hüfingens, der Bildhauer Franz Xaver Reich, hatte aus Italien diese Art Teppiche in Portici und Resina am Westabhang des Vesuvs gesehen. Der junge Künstler, der ein offenes Auge und ein noch offeneres Herz besaß, war von der Farbenpracht und den dargestellten Motiven so begeistert, daß er nach seiner Rückkehr aus dem Süden am Fronleichnamstag vor seinem Haus einen ebensolchen Blumenteppich schuf. Und siehe da: die sonst so konservativen und allem Neuen nur schwer zugänglichen Baaremer fanden ebenfalls Gefallen an diesen buntleuchtenden Mosaiken. In den saftigen Wiesen gleich hinter der Stadtmauer gab ihnen ja der Schöpfer in unendlicher Fülle den Stoff, aus dem sie formen konnten, was ihm zur Ehre dient. So wurde der Beschluß gefaßt, in gemeinsamer Arbeit zum Fronleichnamstag durch die Hauptstraße einen Blumenteppich zu legen, wobei es jedem einzelnen Bürger überlassen blieb, aus den Blüten der Heimat zu bilden, was ihm sein Erfindungsgeist und seine Phantasie eingaben. Wahre Wunderwerke aus Skaplosen, Trollblumen, Salbei und Pfingstrosenblättern kunstvoll gewoben, entstanden, u. a. vor der Spinnerei Nober und vor dem Hause des Malers Luzian Reich, dem noch berühmteren Bruder des Franz Xaver Reich. Was damals geschaffen wurde, hat mehr als ein Jahrhundert überdauert. Nicht die Schwere der Zeit, keine Kriegswirren, kein Regimewechsel haben es vermocht, diesen frommen Brauch zu zerstören. Immer erfindungsreicher wurden die Bürger in der Ausgestaltung religiöser Motive. Wie so vieles, was aus fernen Landen Eingang bei uns fand, wurde das Fremde assimiliert, weitergewandelt und durchdrungen von deutscher Innigkeit, zu etwas Neuartigem und Einmaligem umgestaltet. Unwillkürlich muß man da auch an Oberammergau denken, wo frommer Sinn der Bewohner in den Passionsspielen ein Werk schuf, das den Namen des Alpendorfes in aller Welt bekannt machte. — So lokken auch die Blumenteppiche Hüfingens alljährlich eine Unzahl Besucher in die Stadtmauern. Und ein jeder, der hier Einkehr hielt, war begeistert von dem Bild, das sich ihm bot. Grüne Maien umkränzen die Straße, durch die sich das Silberband des Stadtbaches schlingt. Die alten Brunnen, die in letzter Zeit einen neuen, schönen, figürlichen Schmuck erhielten, rauschen froher auf, wenn die Kirchenglocken ihren Jubel in den hohen, festlich strahlenden Baarhimmel hinaufsingen. Und ist es nicht, als sei ein Stück dieses Himmels auf die Straße herniedergefallen, wenn es zwischen gelben und roten Blumen blau aufleuchtet? Ueberall sind aus den goldenen Schüsselchen der Trollblumen, den blassen Blüten der Taubnessel oder der sanftblauen Iris in dem saftig grünen Rahmen von Farnen Ornamente und Bilder zusammengefügt. Hier brennt das Herz Jesu in leuchtendem Rot, dort erstrahlt ein Kelch mit der Hostie, der Name „Jesu" erglüht zwischen mildem Blau, ein großes Kreuz, aus den weißen Sternen der Margueriten und aus spitzen, zarten Schachtelhalmen gebildet, liegt vor den Stufen eines Altars. Sterne aus Kleeblumen, Anker aus der rosa Esparsette, geometrische Zeichnunnungen, geformt aus schwarzbraunen Rapunzelköpfen, Bänder und Ranken reihen sich endlos aneinander, wenn wir entlang dem Blumenteppich schreiten, der als doppeltes Band links und rechts vom Stadtbach sich vom alten Fürstenbergischen Schloß, dem heutigen Landesspital, bis herunter zur Kirche hinzieht. An den Stationen wird das Bild besonders farbenfroh. Ueber diese Millionen von Blüten darf nur der Priester schreiten, der, von Glockenklang und Weihrauchwölkchen umweht, im goldenen Ornat das Altarssakrament trägt, während die Prozession rechts und links von den 2 Meter breiten Blumenteppichen hinschreitet. So bleiben diese kunstvollen Gebilde oft bis in den späten Mittag hinein wie Kleinodien behütet und erfreuen die Unzähligen, die auch dieses Jahr wieder kommen werden, um das Blumenwunder zu erleben und die Ausstellung, die die Werke Luzian Reichs und anderer Hüfinger Künstler zeigen wird.

DIE PROZESSION — Hans Sauerbruch

Zwischen Donau und Bodensee

Sieht man den Bodensee und seine Achse als Grundlinie eines etwa gleichschenkligen Dreiecks an, dessen Schenkel von dem Oberlauf der Donau und der Iller gebildet werden, so thront die Stadt Ulm auf der Spitze dieses Dreiecks, und Friedrichshafen läge genau in Fallinie von Ulm, nicht nur das Nordufer des Sees in zwei gleiche Längen teilend, sondern auch die ganze Ausdehnung zwischen Allgäu und Hegau halbierend.

Da der Mensch sich vorwiegend durch den Augenschein orientiert, sieht er den See als die Waage an, auf der sich die Landschaft wiegt, und Friedrichshafen ist der Ort, wo das Zünglein angewachsen ist, dessen Spitze nach Ulm deutet. Zwei kleine Flüsse folgen der Weisung: Schussen und Riß teilen das große Dreieck in zwei Flügel, die, sich Rücken gegen Rücken lehnend, mit zwei nahezu rechten Winkeln bei Friedrichshafen auf den See aufstehen.

Dies ist zwar ein etwas gewaltsamer Versuch der Beschreibung, aber erträgt eine Ordnung in ein Landschaftsgebilde, das seiner Entstehungsgeschichte nach sehr jung und als sehr mannigfaltig zu bezeichnen ist. Allein schon das Gestade, die Lebenslinie zwischen Wasser und Land, dieses Ufer, das, von Norden her abfallend, nicht nur zum See, sondern auch zur Sonne hinzustürzen scheint, von Feldfrüchten, von Obst und Reben besät, von Hopfen berankt, von jenseits des Sees von der Alpenkette angespiegelt, wäre Thema für ein Gespräch, das nie zu Ende geht, so wie es auch eine Menschen-Wiege war seit Anbeginn. Eingeboren in diese Lebenslinie, auf der Wasser und fruchtbare Erde und das Oedland der Alpen sich in einem Anblick überschneiden, lagen hüben und drüben seit Anbeginn Klöster eingebettet, ein Zeichen, daß diese Landschaft schon immer als eine gesegnete erkannt war. Hier Buchten bildend und dort von vorstoßenden Land-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

zungen aufgeteilt und aufgefächert, tastet bald der See, bald das Gelände vor, und endlich gar, als der Versuch, sich völlig zu durchdringen, liegen drei Auen in den See gebettet.

Man sagt, das Becken des Bodensees sei vom Rheingletscher ausgestemmt, der, zu verschiedenen Malen aus dem Rheintal hervorbrechend, die Landschaft bis zur Donau hin formte. Und auch heute noch nimmt der Rhein Anteil am Gefälle des Sees, indem er kommt und geht und den Spiegel, wie er bei Macht oder Mangel ist, hebt oder senkt. Trotz dieser Nabelschnur, durch die es noch immer pulst, läßt sich dieses Gestade nur widerwillig unter die Rheinischen Landschaften rechnen: Der See ist zu mächtig geworden; sein Dasein zwingt dem ungestümen Rhein maßvolle Rhythmen auf, in Gelassenheit lebt er dahin, sammelt die Bäche an seine Brust, fängt die Strahlung der Sommersonne und strahlt sie als Wärme wider bis in den Winter. Bei diesem Atem gedeiht das Gestade.

Das rückwärtige, sich nach Norden bis zur Donau erstreckende Gelände fügt sich, wie schon gesagt, in eine Dreiecksform, deren Basis von der Bodenseeachse gebildet wird. Halbiert man dieses Dreieck von der Spitze her zur Grundlinie, so trifft die Halbierende bei Friedrichshafen auf den See. Diese Linie, von der Schussen und der Riß in das Gelände eingegraben, teilt die große oberschwäbische Scholle in zwei nahezu symmetrische Flügel. Die Symmetrie erstreckt sich dabei nicht nur auf die äußeren Umrisse; der Ausbuchtung der Donau zwischen Tuttlingen und Sigmaringen entspricht nicht nur ein östlicher Bogen der Iller bei Kempten, auch das Gelände hebt sich diesseits wie jenseits der Halbierenden wieder zu zusammenhängenden Höhenrücken und Hochflächen und einzelstehenden Bergstöcken an; so daß die Riß-Schussenlinie recht eigentlich als eine Rinne angesehen werden muß, die von der Zungenspitze des Rheingletschers in das Gelände geleckt wurde.

Stößt man von Norden her der Riß entlang vor, so begegnet das Auge in der Umgebung von Unter- und Oberessendorf einem Erdwall, vor dessen Füßen sich ein Wald-, Wiesen- und Riedstreifen ausdehnt und sich bandförmig sowohl in östlicher als westlicher Richtung fortsetzt. Bei genauem Zusehen ist die große Dreiecksscholle zwischen Donau, Iller und Bodensee nicht nur in der Vertikalen, sondern nochmals in der Horizontalen auf eine durchaus natürliche Weise unterteilt. Denn von Süden her liegt der Landschaft eine Moränenzunge auf, die in Form eines unregelmäßigen mächtigen Bogens vorstößt, und, von Westen nach Osten verlaufend, die Nord-Achse (Ulm–Friedrichshafen) genau in der Mitte durchschneidet. Diese Moränenzunge fügt sich sogar in die Symmetrik der beiden großen Flügel ein, indem sie einerseits von der Donau, andererseits von der Iller genau entsprechenden Abstand hält, ja darüber hinaus einen Parallelismus zu den beiden Flüssen aufweist. Hier ist auch der Ort, Donau und Iller in das rechte Verhältnis zu rücken. Gewohnt, die eine als Haupt-, die andere als Nebenfluß anzusehen, hat diese Unterscheidung für beide Flüsse bis zu ihrer Vereinigung keine Gültigkeit. Zu Zeiten ist die Iller die mächtigere, wuchtigere, stets temperamentvollere, und die Donau die geduldsamere, schon mit den Malen eines ersten Leides gezeichnet; durch die Transfusion ihrer Wasser zugunsten des Rheines (Aach) geschwächt, ist sie eifrig darauf bedacht, Bäche zu sammeln, ihre Fülle wieder herzustellen, indes die Iller, ohne um die Gunst der Nebenflüsse zu buhlen, stracks nach Norden enteilt.

Durch die schon erwähnte Moränen-Zunge, die, bei Schaffhausen beginnend und den Hegau querend, in einem nach Norden ausholenden Bogen die Wasserscheide zwischen Donau und Bodensee bei Wattenweiler erreicht, um dann wieder, Waldsee ein- und Wurzach ausschließend, nach Süden hin bis in die Gegend von Isny und in das Allgäu zurückzutreten, erfahren die beiden Flügel der oberschwäbischen Scholle noch einmal eine Querteilung. Ihre Begrenzungen sind natürliche, ihre Bodenbeschaffenheiten weisen erhebliche Unterschiede auf, und mitunter möchte der Beobachter kaum glauben, daß sie mit „geringem" zeitlichen Abstand sozusagen demselben Arbeitsgang des Gletschers entsprungen sind.

Dort, wo die Endmoräne am weitesten nach Norden vorstößt, entwickelt sich aus Rieden, kleinen Seen und Quellbächen die Schussen. Gleich der Krone eines mächtigen Baumes hat sie ihr Quellgebiet über die oberschwäbische Mitte ausgebreitet, und nun geschieht das Seltsame: Sie enteilt nicht nach Art der Alpenflüsse nach Norden, sondern strömt dem See zu, und mit ihr, von Osten und Westen her beigebogen und beigeschmiegt, gesellen sich die beiden Argen und die verschiedenen Aachen.

Wie jenseits die Donau, so nimmt diesseits der See die Wasser an sich. Er ist der zentrale Ort, von dem die gestaltenden Gewalten vorrückten, und zu dem sie zurückkehrten, und alles, was heute noch von der Wasserscheide her zu ihm hinfließt, ist immer noch Rückzug, nachdem der Vormarsch auf halbem Wege nach Ulm liegen geblieben ist.

Dieser letzte Vormarsch des Rheingletschers bis halbwegs Ulm hat die Landschaft modelliert. Er hat die jüngeren Moränen abgelagert und der südlichen Hochfläche die Bergprofile aufgesetzt; er gab den Aachen und den Argen den mäandrigen Lauf zum See, indes die großen Bäche auf dem Untergrunde der nördlichen, älteren Moränen, zeitlich früher mündig geworden, geraden Wegs und stracks zur Donau streben. Als Erbe dieses letzten Vorstoßes sind endlich die großen und kleinen Riede anzusehen, von denen das Wurzacher, das Ummendorfer und das Buchauer Ried sich fast unmittelbar zu Füßen der Endmoräne angesiedelt haben. Daß, wie schon erwähnt, auch das Quellbecken der Schussen riedhaften Charakter trägt, prägt der oberschwäbischen Mitte den urtümlichen Charakter auf.

Der Reichtum an Wasser bekundet sich aber nicht nur in den Bodenformen, sondern auch in den Vegetationsfarben. Gelbe Iris und späterhin die Spiräen stolzieren in Fülle die Wassergräben entlang, Hahnenfuß, Margeriten, Sauerampfer, Blutsköpfe und manch andere Orchideen reichern die feuchten Wiesen an. Gelb, Rot und Weiß herrschen vor. Es fehlt das Blau der Salbei, das Blaurot des Thymians, das Blau der Skabiosen. Sauergräser, Simsen und das Wollgras mit seinen Wattefahnen besiedeln die feuchten Sohlen. Aber kaum hebt sich das Gelände auch nur um ein weniges, kaum wölbt sich eine leichte Erdwelle über das Grundwasser hinan, sofort springt der Ackerbau in die Bresche, und so erhält die Landschaft wie keine andere durch die unmittelbare Durchdringung von Kulturboden, Wildnis und Wald ihre besondere, unverkennbare Note.

Ein Epos wäre über die Wälder zu schreiben. Stärker jedoch als die geschlossenen Waldverbände wirken im Landschaftsbilde die einzelstehenden oder verstreuten Individuen. Die Eschen und Erlen, die wiederum auf Feuchtigkeit hinweisen, die Birken, die hier seltsame Formen annehmen, die ihre Zweige nicht locker hinausführen und ihr Geblätter wie einen Wasserfall niederfließen lassen, die Birken schließen hier ihr Geäst eng an den Leib, nehmen gar die Formen von Pappeln an.

Ein Gletscher, der solche Gesteinsmassen verfrachtete, daß sie sich zu Hügeln, ja zu Bergen türmten, muß ungeheuerliche Kräfte entwickelt haben. Man vermutet, wie schon erwähnt, er habe auch den Bodensee aus dem Boden gemeißelt. Dieser tiefe Graben am Nordalpenrand sei mit nichten ein Erosionsbecken, sondern ein Stemmbecken. Von Südosten nach Nordwesten scheint der Meißel gestemmt zu haben. Ausgleitend zog er hierhin und dorthin seine Spur. So erkläre ich mir das Vorhandensein des Ueberlinger und des Untersees.

Gleich dem Binnenland weist auch das Seeufer seine Riede oder Moose auf. An den See angrenzend, nehmen hier die Riede die Dreiecksform des Deltas an. Für das Rheindelta am Ende des Sees bedarf es nicht erst des Hinweises. Seine den See verlandende Tätigkeit ist bekannt. Wohl aber ist wenig bewußt, daß auch die Schussen ein solches riedartiges Delta bildet, sehr länglich, das südlich von Ravensburg beginnt, seinen Ostrand über Tettnang, Nonnenbach nach Nonnenhorn erstreckt, indes der Westrand stracks auf Friedrichshafen zielt. Von Osten her stößt ein kleineres, das Argen-Delta, ausbuchtend hinein. Planliegend, wiesenüberzogen, wollgrasüberwölkt, von gelber Iris beschienen, von Spiräen durchduftet, von zwei mächtigen Wäldern überschattet, nähert es sich dem Ufer in dichten Schilfgürteln. Libellen kreisen zwischen den Schilfhalmen. Ihre Flügel vibrieren und werden unsichtbar; Frösche sonnen sich. Auf untergetauchten Schilfstengeln sitzend, halben Leibes aus dem Wasser ragend, lassen sie sich mit einem Grashalm den Rücken streicheln. So müde ist der Mittag, so lastend die Sonne, daß selbst die Gefahren aufhören, Gefahren zu sein. An der Seepromenade zu Friedrichshafen blühen Akazien (Robinien) und Holunder. Der Abend verstärkt die Düfte bis zum Bedrückenden. Ein Fischer hantiert noch spät im Kahn. Als schwarze Silhouette ragt er vor dem Perlmuttergrund von See und Gebirge.

Entsprechend dem Schussen-Argen-Delta weist auch die Stockacher Aache eine Verlandestelle in Form eines Mooses auf. Sehr flach, unbewohnt und unbegangen, schwankend und federnd, hält es die Waage zwischen den beiden Elementen. Und endlich umschließt ein Moos von ähnlicher Beschaffenheit den Scheitelpunkt der Radolfzeller Bucht.

Eine Konzeption, die die Darstellung des Ganzen verfolgt, vermag sich zuweilen des Teiles zu bedienen, vorausgesetzt, daß dieser von atmosphärischer Beschaffenheit ist. Die Summe der Teile zu bilden suchen in der Hoffnung, daß sie das Ganze umgreife, ist müßig.

So mag es dann geschehen, daß, um den Duft über der Landschaft zu vermitteln, die Brise oder die Flaute über dem See zu signalisieren, das Blatt am Schilfhalm oder die ferne Kontur eines zu ahnenden Ufers in beredterer Sprache fortführen, was Worte begannen.

Heinrich Weis.

Schwarzwaldtannen

Der Schöpfungsstunde letztes Weh verkroch
Sich scheu in Strömen und zerkämpften Klüften,
Und muttergute Erdenkrume roch
Erfüllungsfroh vor angeflammten Lüften.

Die kahlen Hänge räkelten sich warm
Bei fruchtverlangend heißen Sonnengrüßen:
Auch uns gönnt Kleid und Duft! Kein Berg mag arm
Den angebornen Drang zur Höhe büßen!

Schon atmeten die Winde Tannensaat,
Auf nacktes Hochland treuen Schmuck zu lenken:
Wo Unrast einst dem grünen Dome naht,
Da soll er heilen, junge Kräfte schenken!

Viel stolze Bäume schuf des Himmels Wille.
Was Eis und Sturm: die Wälder wuchsen doch,
Bewunderten der Brüder Pracht und Stille
Am fernen Saum und staunen heute noch.

Max Bittrich

Das Wiesental

Es wird wohl wenig Landschaften geben, die von einem Dichter mit ebensolcher Innigkeit und so viel künstlerischem Verstand besungen wurden, wie die badische Landschaft am Rheinknie bei Basel durch Johann Peter Hebel. Vor allem ist es das Wiesental, die engere Heimat Hebels, die ihn immer wieder, wie ein stilles, zehrendes Heimweh anregt zur Gestaltung. Schon Goethe rühmte die Eigentümlichkeit Hebels in der Landschaftsschilderung. Der Dichter belebt die Natur, indem er sie vermenschlicht. Eine der schönsten, eine vielgepriesene Landschaftsdichtung ist „Die Wiese". Hebel macht dieses Schwarzwaldflüßlein, das am Feldberg entspringt und bei Basel in den Rhein mündet, zu einem jungen Mädchen, das zuerst durch das enge Zeller Tal, dann durch die freundlichen Fluren des vorderen Wiesentales eilt, um sich schließlich mit dem Rhein, dem es versprochen ist, zu vereinigen. Wer verspürte bei dieser Schilderung nicht das Bedürfnis, das freundliche Tal einmal mit eigenen Augen zu sehen!

Folgt er aber dieser poetischen Regung, wird er Wunder erleben, und zwar keine freundlichen.

Er wird nichts mehr finden von einem jungen, versonnenen Schwarzwaldmädchen. Schon weit hinten im Tal wird die gute Wiese zur Fabrikarbeit angehalten und je weiter er talab wandert, um so schwindsüchtiger wird dieses einst so muntere Mädchen. Man muß schon Glück haben, um in dem übriggebliebenen Bett des Flusses noch Spuren von Wasser zu entdecken. Zumeist sieht man nur eine endlose, traurige Straße voller Wackensteine. Alle paar hundert Meter wird das bißchen zusammengelaufene Wasser erneut abgezapft und in einen Fabrikkanal geleitet. Es war ganz gewiß nicht die Begeisterung für Hebel und das romantische Flüßlein, die Basler Geldleute veranlaßte, eine Fabrik nach der andern in das Tal zu stellen.

Nun, Industrie ist eine Sache und Poesie ist eine andere Sache. Irgendwelche poetischen Rücksichten scheint man jedenfalls beim Bau der vielen Textilfabriken nicht genommen zu haben. Es läßt sich nämlich, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, das Nützliche mit dem Schönen vereinigten. Wir haben auch in Deutschland früher eine sehr rührige Heimatschutzbewegung gehabt, in der künstlerische Architekten mit Glück das Problem lösten, auch einen Industriebau in eine Landschaft so einzufügen, daß das Auge nicht beleidigt wird. Es ist leider still geworden auf diesem Gebiet. Es ist Anlaß, daran zu erinnern.

Jedenfalls hat man weder bei den Fabrikbauten, noch bei Wohnbauten im Wiesental, die dem Tal einen wenig erfreulichen Charakter geben, Rücksichten auf die Landschaft nicht walten lassen. Es ist dabei durchaus nicht so, daß wesentliche finanzielle Gründe maßgebend wären. Man kann nämlich so ziemlich mit dem gleichen Geld auch anständig bauen, d. h. so, daß das Landschaftsbild nicht wesentlich gestört wird. Die staatliche Bauaufsicht in Schopfheim scheint darin auch recht wenig Interesse zu haben.

Es ist auch nicht so, daß man nur vor Jahrzehnten gesündigt hätte. Auch ganz neue Bauten können gut und gern als „Gegenbeispiel", nämlich als Beispiel für jeden Mangel an ästhetischem Gefühl bezeichnet werden. Beim Hebeldorf Hausen hat man z. B. vierstöckige Arbeiterhäuser wie ein Stauwehr quer in das sich hier verengende Tal gestellt. Man hätte sicher auch einen Stil finden können, der an die überlieferte örtliche Bauweise anknüpft, der das Alte mit dem Neuen verbindet und das Bild der Landschaft einigermaßen erhält. In Zell streicht man die vierstöckigen Arbeiterhäuser violett und rot an, was in einem grotesken Mißverhältnis zu den umliegenden Tannenwäldern steht. Hundert hochbegabte künstlerische Architekten wären bereit gewesen, das Problem auf eine würdigere Weise zu lösen.

Die Basler haben übrigens die gleichen Sünden auf dem Gewissen. Gleich nach dem Grenzübertritt wird die Wiese bis auf den letzten Tropfen Wasser in einen Fabrikkanal geleitet.

Hebelfeiern sind gut und schön. Aber ein derartig barbarisches Sündigen gegen den Geist des Dichters geht doch zu weit. Ueberhaupt ist dringend zu raten, daß der Heimatschutz an unserem Landschaftsbild das mit Entschiedenheit verteidigt, was sich mit Verstand verteidigen läßt.

Fr. Munding

Die Bela von Todtnau

Vor mehr als fünfhundert Jahren war's, da lebte im hinteren Wiesental, dem Todtnauer Tal eine Frau, Bela Küferin mit Namen. Ob in Todtnau selber, das damals ein wohlhabendes Bergwerksdörflein war, oder in einem zum Kirchspiel gehörenden Weiler, in Aftersteg vielleicht oder in Schlechtnau, tut nichts zur Sache, Ihr seliger Mann hatte einen Hof, und darum verfügte sie über einen großen Hausstand, hatte sogar hintersässige Bauern und Instleute.

Besagte Bela hatte die große Gabe, die verschiedensten Krankheiten suggestiv zu heilen. Wer daher ein Gebresten hatte, sei es in den Gliedern oder in den Eingeweiden, dessen er nicht los werden konnte, lief zu ihr oder ließ sich von einem Kärrner gen Todtnau führen. Man wußte, daß ein Blick aus ihren gütigen Augen, ein liebevolles Berühren durch ihre Hand, eine ihrer auf unergründbare Weise gebrauten Arzeneien und einer ihrer Zaubersprüche genügte, um auch das hartnäckigste Krankheitsübel so zu bannen, daß es nimmer auftrat. Dazu besaß sie die Gabe des „Zweiten Gesichts", sagte Dinge voraus, die erst in der Zukunft geschahen und selbst an einem Ort, der weitab lag von Todtnau. Kein Wunder, daß sie großen Zulauf hatte von überallher. Den Leuten, die sie in ihrer Herzensangst aufsuchten, war es gleich, auf welche wunderbare Weise sie wieder heil wurden, ob es mit rechten Dingen zugehe oder ob bei derlei Erfindungsgabe dieser Frau gar der Teufel seine Hand im Spiele habe.

Nicht aber dem Leutpriester von Todtnau, dem die wunderbaren Heilungen durch die Küferin von Todtnau an seinen Pfarrkindern zu Ohren kamen. Wiewohl er auch aus ihnen das Erbarmen Gottes schließen wollte, so waren ihm die äußeren Umstände doch allzu seltsam und außergewöhnlich, abergläubisch, irrig und für das Seelenheil seiner Pfarrkinder höchst gefährlich. Also machte er seinem gnädigen Herrn, dem Abt von St. Blasien, gehorsamst Meldung, und der leitete den Bericht über das dämonische Treiben der Todtnauerin weiter an den Bischof von Konstanz, in dessen Sprengel Todtnau lag.

So ward also das Konstanzer Ordinariat mit der Sache vertraut. Es witterte alsogleich hinter diesen wunderbaren Heilungen Zauberei und Teufelswerk und gab den Leutpriestern von Todtnau und St. Trudpert den Auftrag, gegen derlei Seelenschädigung und Beleidigung der Kirche zwar nicht hochnotpeinlich vorzugehen, jedoch die Bela Küferin zu veranlassen, von ihrer Heilkunst „immediate" abzulassen und innert neun Tagen vor versammelter Pfarrgemeinde ihrem Tun zu entsagen, hernach gen Konstanz zu reisen und dort den bischöflichen Generalvikar um Verzeihung und Buße zu bitten. Vielleicht kam ihr diese Vorladung gar nicht zu Ohren oder nicht mit dem gewünschten Nachdruck. Sie leistete ihr keine Folge. Im Gegenteil: sie übte ihre als ketzerisch angeprangerte Heilkunst nach wie vor unbehelligt aus.

Da erließ der Konstanzer Generalvikar anno 1442 an die Aebte von St. Blasien und St. Trudpert den gestrengen Befehl, die hartnäckige Person fangen und „zur heilsamen Besserung" nach Konstanz bringen zu lassen, aber auch gegen alle, die sie je aufgesucht hätten, strafend vorzugehen, wenn nötig, sogar mit dem Ausschluß aus der Kirche. Die Küferin hatte aber Mut. Sie reiste nach Konstanz, um selber vor dem Generalvikar Rede und Antwort zu stehen. Die Kunst, Krankheiten zu heilen, sagte sie ihm, habe sie von ihren Ahnen ererbt, die sie schon bald zweihundert Jahre ausgeübt hätten, und vererbe sie an ihre älteste Tochter weiter mitsamt dem Formelkram und den geheimen Arzeneien. Sie gestehe zu, daß sie nicht nur mit natürlichen Mitteln arbeite, aber die Beschwörungen, die sie anwende, wenn sie einen besonders schweren Fall zu behandeln habe, hätten mit Teufelswerk nichts zu tun. Sie wolle sich der Kirche fügen und hinfort von der Ausübung ihrer Heilkunst geflissentlich ablassen. Zur Buße wolle sie am Sonntag Reminiscere bei der Prozession in der Todtnauer Pfarrkirche das Kreuz vorantragen. Damit war der Generalvikar zufrieden und erteilte ihr die Lossprechung.

Nun fügte es sich, daß bald hernach ein Edelknecht, Stefan von Fleckenstein mit Namen, ernstlich erkrankte und nur durch die Todtnauerin wieder gesund zu werden vermeinte. Auf Bitten edler und treuer Freunde erteilte ihm das Bischöfliche Ordinariat in Konstanz die Erlaubnis, sich von der Bela Küferin im Todtnauer Tal behandeln zu lassen, aber nur mit natürlichen Mitteln, nicht durch Beschwörungen und Zauberkram. Dieweil aber das gewöhnliche Volk nicht einsah, warum auch ihm nicht gut täte, was denen vom blauen Blut, suchten in der Folge viele andere die Todtnauerin auf, und ihre Kundenzahl wuchs dergestalt, daß anno 1444 ein neues Verbot vom bischöflichen Ordinariat ausging, an alle Todtnauer Pfarrangehörigen und die der näheren und entfernteren Umgebung, zuletzt sogar an die gesamte Geistlichkeit des weiträumigen Bistums, die Bela Küferin aufzusuchen. Wer aber einmal A gesagt hat, muß auch B sagen, heißt es im Sprichwort, und so dachte auch das Volk und kümmerte sich nicht darum.

Auch die Geistlichen scheinen an der strikten Durchführung des bischöflichen Verbots nicht allzusehr interessiert gewesen zu sein, ansonsten das Ordinariat nicht seine Warnung wiederholt und alle, die die Bela in ihrer Not aufsuchten, mit dem Ausschluß aus der Kirche, die Pfarrgemeinden aber, in denen sich ein solcher Fall zutrage, mit der Schließung ihrer Kirche bedroht hätte. Was weiter in der Sache geschah, ob die Todtnauerin ihr Treiben fortsetzte oder sich den Anordnungen der Kirchenbehörde letztlich fügte, berichten die Akten nicht.

Fünfzig Jahre später wäre sie bestimmt als Hexe erklärt und den Forderungen des von den Dominikanerinquisitoren Heinrich Institoris und Jakob Sprenger verfaßten „Hexenhammers" (malleus maleficarum) verbrannt oder durch das „Hexenbad", an Händen und Füßen gefesselt, ins Wasser geworden worden und dabei elendiglich zugrunde gegangen.

Dr. Theodor Humpert.

Sprichwörter

Jeder Winkel hat seinen Dünkel.
Die Sandbank rechnet sich auch schon zu den Inseln.
Wächst das Ansehen spannenhoch, wächst die Hoffart ellenhoch.
Leere Töpfe klingen hell.
Eigen Kohl schmeckt wohl.
Das Lob ist der Toren Prob.
Wer sein eigener Lehrmeister sein will, hat einen Dummkopf zum Schüler.

Rudolf Wendorff

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg